

Paul M. Zulehner

Sonntag für den Städter

Es ist offenbar verdrießlich, in einer Stadt leben zu müssen. Denn, wer immer auch kann, flieht so bald als möglich aus der Stadt. Mehr als die Hälfte macht am Sonntag einen Tagesausflug, einige sogar jeden Sonntag. Andere machen Kurzurlaube, jeder dritte zu Verwandten und Bekannten. Besonders beliebt sind die Oster- und Pfingstferien. Nicht wenige haben einen Freizeitwohnsitz. Auf sie trifft zu, was Soziologen als Moment eines künftigen Lebensstils vorhersagen: Sie leben in drei (nicht mehr in zwei) Bereichen: in jenem der Arbeit, in jenem des Wohnens während der Arbeitswoche sowie im Wohnbereich der Wochenendfreizeit.

Daß nach dem Ausfliegen der Mobilien die Städte leer sind, täuscht. Zurück bleiben die, welche unbeweglich sind: die Eltern mit kleinen Kindern, alte Menschen, die gebrechlich geworden sind, Kranke, Behinderte, Kinderreiche, die sich den Luxus eines häufigen Freizeittourismus nicht leisten können, Alleinlebende, die keinen Kontakt knüpfen konnten, deshalb enttäuscht sind und sich daheim verkriechen.

Man kann sich gut vorstellen, daß dieser Umgang der Städter mit ihrer Stadt nicht ohne Folgen für das Leben der christlichen Gemeinden in der Stadt ist. Die einschlägigen Klagen sind vertraut: An den hohen Feiertagen wird es immer schwieriger, die Gemeinde zu versammeln und einen von den Leuten mitgetragenen Gottesdienst zu feiern. Auch der gewöhnliche Sonntag spürt die Auswirkungen der Wochenendmobilität. Die Sonntagvorabendmesse ist ein umstrittenes Zugeständnis an die Sonntagsausflügler, freilich auch an manche, die am Sonntag beruflich oder häuslich gebunden sind. Manche Verantwortliche sind der Meinung, daß mit den Leuten am Wochenende überhaupt nicht mehr viel zu machen sei. Deshalb finden die wesentlichen Begegnungen zwischen den Menschen und dem pfarrlichen Leben längst während der Arbeitswoche statt. Gemeindekatechese ist weithin Wochentagskatechese für Kinder wie für Eltern. Kein Wunder, daß auf diese Weise diese seelsorglichen Vorgänge von den Beteiligten als zusätzliche Belastung während der Woche empfunden werden und die von Arbeit ohnedies stark belasteten Gemeindemitglieder sich insgeheim dagegen wehren, ehrenamtliche Mit-„Arbeit“ während der Woche zu übernehmen. Kurz: Die durchaus verständliche Wochenendmobilität der Städter hat das herkömmliche, gemeindezentrierte Pfarrleben ziemlich zerzaust. Die Mobilität der Städter und die Stabilität (Ortsgebundenheit) städtischer Pfarreien reiben sich und führen langfristig zum Verdunsten gemeindlicher Vitalität.

Was ist zu tun? Sollen die Gemeinden mobiler werden? Ist hinkünftig nicht mehr der stabile Lebensraum des Wohnens, sondern der mobile Lebensanteil Voraussetzung für städtische Pastoral? Anders gefragt: Sollen sich die Stadtpfarreien der vorfindbaren Mobilität der Menschen anpassen? Was aber, wenn dies Anpassung an einen Lebensstil wäre, der langfristig die Menschen krank macht? Wären dann nicht wenigstens die christlichen Gemeinden zum Widerstand aufgerufen, unbeschadet der erfolgsheischenden Frage, ob man auf diese Weise Leute gewinnt oder verliert? Wer solche Fragen beantworten will, muß erstens die Freizeit gründlich analysieren; vor allem die Auswirkungen des Freizeitverhaltens auf den Menschen gilt es anzuschauen und zu bewerten. Sodann ist nach dem Beitrag der christlichen Kirchen(gemeinden) zu einer menschenwürdigen Freizeitkultur zu fragen.

Vom Sonntag zum Wochenende

1. *Die Einebnung des Zyklischen*

Zu den heute längst unumstrittenen Errungenschaften der Neuzeit gehört, daß zyklische Vorgänge in lineare übergeführt werden können. In der Produktion von erlesenen Früchten sind die reichen Nationen heute nicht mehr abhängig von den Jahreszeiten: Man kann Äpfel, Weintrauben, Erdbeeren fast zu jeder Jahreszeit kaufen. Der Mensch ist auch nicht mehr gezwungen, den Winter in Frost und Kälte auszuhalten; er kann sich in eine andere Gegend der Welt begeben und im Winter sommerlich baden. Tag und Nacht sind nivelliert, ebenso aber die fruchtbaren und unfruchtbaren Zeiten der Frau. Die Neuzeit ist das Zeitalter des Linearen. Natürlich trifft dies in hohem Maß für die Arbeitsprozesse zu. Da werden nicht mehr handwerklich einzelne Stücke erzeugt, sondern die Herstellung von Gütern konnte in kleine Arbeitsschritte zerlegt werden, die weithin von Maschinen abhängig sind. Maschinen aber arbeiten in einer ihnen typischen Weise monoton-linear; damit ist auch der industrielle Arbeitsprozeß unzyklisch-linear geworden. Nicht zuletzt wird der arbeitende Mensch diesem linearen Fertigungsverfahren der Maschine unterworfen.

In der frühkapitalistischen Zeit wurde diese Unterwerfung des Menschen unter die Maschine (und damit der Arbeit unter das „Kapital“) bis an die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit ausgedehnt. Alle bisherigen Begrenzungen wurden relativiert: Kinder arbeiteten nunmehr oft den ganzen Tag bis in die Nacht hinein; die Schichtarbeit wurde zur vollen Ausnützung der Produktionsmöglichkeiten der Maschinen eingeführt.

2. *Kampf und Nicht-Arbeit*

Kein Wunder, daß sich Menschen zusammenschlossen, um wenigstens zeitweilig der Sklaverei solcher maschinengesteuerter Arbeit zu entgehen. Gewerkschaft-

lich organisierte Arbeiter, aber auch humanistisch orientierte Sozialpolitiker kämpften ebenso um eine angemessene Freizeit, wie auch liberale Fabrikherren aus ihrem wohlverstandenen Selbstinteresse heraus einsahen, daß nur die regenerierte Arbeitskraft auch produktiv ist. Entspannung, Erholung, Selbstverwirklichung, dazu aber auch Zeit, um sich für die Leistung etwas „leisten zu können“ (also zu konsumieren), wurden wichtige Argumente für die Ausweitung der Freizeit. Der Erfolg stellte sich denn auch ein. Arbeiteten 1850 die Menschen im Schnitt 85 Stunden pro Woche, so sind es heute etwas mehr als 35. Die Möglichkeit, Arbeitsprozesse mit Hilfe von Mikroprozessoren noch zu intensivieren, wird die Freizeit der Bürger weiter ausdehnen. Manche rechnen mit weniger als 30 Wochenstunden.

3. Auswirkungen auf den Menschen

Freizeitsoziologische Untersuchungen haben erbracht, daß die Freizeitgewohnheiten der Leute sehr unterschiedlich sind. Es hängt viel davon ab, ob sie jung sind oder alt, ob sie auf dem Land leben oder in der Stadt, welche Bildung sie erhalten haben und wie dementsprechend die Qualität ihrer Arbeit beschaffen ist, wie sie lebensgeschichtlich herangewachsen sind, kreativ-widerständig oder passiv sich anpassend, ob sie Zugang zu abweichenden Lebensstilen und zu den diese tragenden Gruppen haben oder nicht. Typologisch sind zwei Möglichkeiten erkennbar, die sich in den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung unterschiedlich mengen:

a) Der eine Typ erlebt Freizeit wirklich als freie Zeit; es gelingt ihm, freiheitlich damit umzugehen, also in intensiven Beziehungen zu anderen und im Einsatz für andere (wie z. B. in politischen Organisationen oder sozialen Diensten) „sich selbst zu verwirklichen“; auch Freundschaft mit sich selbst, befriedigend empfundenes Alleinsein zählt zu einer solchen Freizeitkultur. Halten wir fest: Häufig finden jene Menschen zu einer solchen Freizeitgestaltung, die auch eine mehr oder minder gute Arbeit erleben, die sie nicht ganz fertigmacht.

b) Dem anderen Typ wird die Freizeit zum Ort entweder der Fortsetzung der Entfremdung in der Arbeit oder zum Ort neuer Entfremdung durch den Konsum. Dabei begünstigt die eine Entfremdung die andere. Viele Arbeitsprozesse lähmen den Menschen, machen ihn passiv. Dies aber ist eine gute Voraussetzung für vielfältigen Konsum, der in seinem Kern zumeist ein passiver Vorgang ist. So konsumieren erschöpfte Menschen gern am Abend durchschnittlich bis zwei Stunden Fernsehen. Das Wochenende wiederum ist bevorzugter Ort des gesteuerten Freizeitkonsums: man geht in Diskotheken und taucht bewußtlos und alleingelassen im psychedelisch verdichteten Sound unter, man dämpft das von Arbeit und Beziehungskonflikten gereizte Bewußtsein durch Alkohol, hektische Reisetätigkeit und sportlichen Streß, wobei der gemeinsame Nenner die Flucht vor jener Freizeit ist, die in Ermangelung von widerständiger Kreativität langweilig

wird. Also geht die Reise in die bunte und erlebnisdichte Welt des Rauschs oder hinaus in das von guten Freizeitmanagern verheißene intensive Erlebnis auf überfüllten Pisten, auf Ameisenstraßen gleichenden Fit-Parcours, sardinenbüchsenartigen Badestränden, an gastronomische Fließbänder mit rascher Abspeisung mit Einheitsnahrung. Was solches Reisen noch begünstigt: Die Angst, es mit den fremd gewordenen Familienangehörigen in Wohnungen aushalten zu müssen, die nicht selten von ihrer Größe und Ausstattung her „Arbeiterschließfächern“ gleichen. Die Hektik verdeckt eine latente Angst vor der Freizeit; dahinter aber steckt die Angst vor der Freiheit, die im Arbeitsprozeß nicht zugelassen, sondern vermieden wird, und deren Gebrauch daher auch so leicht aus der Übung kommt. Freizeit wird so zur Last und lästig.

5. Gesellschaftspolitische Konzepte

Natürlich haben aufmerksame Politiker und Pädagogen auf solche Entartung der Freizeit reagiert. Das gängige Konzept heißt *Freizeitpädagogik*. Es hat Linderung gebracht. Doch gibt es auch gewichtige Kritik.

Grundidee der Freizeitpädagogik ist, daß man dem Menschen angesichts vorhandener und wachsender Freizeit sagt: „Du hast eine Chance, also nütze sie. – Und wenn Du's allein nicht schaffst, helfen wir Dir dabei, Deine Chancen zu nützen.“ Vorausgesetzt wird hier, daß die Arbeit ausweglos der Ort von Zwang und Notwendigkeit ist (was selbst K. Marx annahm und J. Habermas stehen läßt). So bleibt eben den Leuten nichts anderes übrig, als die Bereiche der Nicht-Arbeit (die typische Definition der Freizeit in unserer Gesellschaft!) möglichst gut selbstmächtig zu nützen. Gesellschaftliche Aufgabe ist es, möglichst viele Bürger zu einem schöpferischen Umgang mit Freizeit zu befähigen und dafür auch strukturelle Voraussetzungen im engeren Sinn zu schaffen, also eine Infrastruktur für Freizeitgestaltung (Treffe, Sportanlagen etc.). Unterstützt wird solch gesellschaftliche Freizeitarbeit durch die Heranbildung eines eigenen Berufsstands, der Freizeitberater, der „Animateure“.

Ein solch „humanistisches Freizeitkonzept“ ist nicht unwidersprochen geblieben. Zunächst wird an diese neue Form der Beratung übertragen, was kritisch auch zu den übrigen Beratungsdiensten unserer Gesellschaft gesagt wird: Sie sind Symptom dafür, daß der Mensch „gesellschaftlich krank“ wird; eben dafür werden nun „Reparaturwerkstätten“, „Krankendienste“ bereitgestellt. Die Ursachen der Krankheit bleiben aber unangetastet.

Damit wird aber die nächste Frage drängend: Kann so Freizeitberatung wirksam sein? Wird zum Beispiel nicht weit mehr Geld eingesetzt, um die Menschen für den (eher destruktiven) Freizeitkonsum zu gewinnen, als Geld zur Verfügung steht, um sie davon abzuhalten? Außerdem, welch paranoide Gesellschaft ist dies, die weitaus mehr Geld für schädliche Prozesse investiert als für heilsame? Wird Freizeitarbeit nicht so lange wirkungslos bleiben müssen, als die Arbeit die

Menschen krank macht? Weiter: Muß nicht vor allem die fatale Trennung von Arbeit (als Ort der Entfremdung) und Freizeit (als Ort der Selbstverwirklichung) überwunden werden? Ist nämlich nicht ein wesentlicher Teil der Selbstverwirklichung gute Arbeit?

Schließlich: Was steckt hinter der gängigen Analyse der Freizeit (und den daran geknüpften Folgerungen für gesellschaftliche Arbeit) für eine Vorstellung vom Menschen? Dabei kann als gesichert gelten, daß sich „Menschenbilder“ in Handlungen ausdrücken, verfestigen („einspielen“) und allmählich zu Strukturen werden. Zudem ist mitzubedenken, daß unsere Gesellschaft vor allem von den ökonomischen Strukturen her definiert wird (wir nennen sie eben Industrie-, Überfluß-, Konsumgesellschaft; die nachindustrielle Freizeitgesellschaft gibt es zur Zeit nur in den Vorhersagen der Futurologen).

Zu fragen ist daher, welche Auffassung vom Menschen hinter unserer Art, Güter herzustellen und zu verbrauchen, steht. Sollte es stimmen, daß in den zentralen Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens der Mensch definiert wird als benützbare Arbeitskraft und als Bündel weckbarer und steuerbarer Bedürfnisse? Weil eben das oberste Prinzip unseres wirtschaftlichen Lebens (meist uneingestandenermaßen) der Profit und die Maximierung des Zinseszinses ist? Ist dann aber angesichts solcher gesellschaftlich dominanter Strukturen und des von ihnen begünstigten Alltagsbewußtseins der Menschen noch möglich, inselhaft in den sogenannten „kleinen Lebenswelten“ freiheitliche Zeit mit guter Arbeit und musikischem Spiel zu erleben?

Zu den gesellschaftlichen Aufgaben der Kirchen

Studiert man Erklärungen sowie praktische Handbücher für kirchliche Freizeitarbeit, bekommt man vielfach den Eindruck, daß Kirchen selbst ein Teil der gesellschaftlich erwünschten oder durchgeführten Freizeitpädagogik sind. Unterschiede gibt es kaum, oder sie sind nicht erkennbar. Kirchliche Freizeitarbeit ist damit ebenso gut oder schlecht wie die, die man auch sonst in der Gesellschaft antrifft. Nun spricht das allein noch nicht gegen die Arbeit der Kirchen in der Gesellschaft. Wir arbeiten eben mit. Aber im Grund ginge es auch ohne uns.

Wir versuchen im folgenden zu zeigen, daß christliche Kirchen einen eigenwilligen Beitrag vor allem zur Kultur des Sonntags leisten könnten.

Wir gehen von dem aus, was soeben analysiert wurde: vom alltäglichen Leben der Leute, ihrer (weithin entfremdenden) Arbeit, ihrer der schlechten Arbeit abgerungenen freien Zeit, von den Wünschen nach bezogener Selbstverwirklichung in kreativer Arbeit und musikischem Spiel, aber auch von der Erfahrung, daß unter den ererbten gesellschaftlichen Bedingungen diese Wünsche nicht oder nur bei wenigen „aufkommen“ können.

Christliche Kirchen werden hier gedacht als soziale *Freiräume* und Freizeiten, die in der ihnen eigenwilligen und noch darzustellenden Arbeit ein Leben in Freiheit und damit versöhnten Alltag mit eingestreuten Festen ermöglichen. Eine solche Vorstellung von Kirchen(gemeinden) wird behindert, wenn das soziale Feld von Kirche lediglich eine ungebrochene Verlängerung, eine Fortsetzung des Alltags ist, wie er gemeinhin erlebt und zugebracht wird. Typisch für die erwünschte Erfahrung des sozialen Raums von Kirche ist damit „Unterbrechung“, ist das „Ausrasten“. Wer den verarmten Alltag nicht unterbricht, bleibt in seinen Fängen. Er bleibt, biblisch formuliert (1 Petr 1,18), Opfer der „von den Vätern vererbten sinnlosen Lebensweise“.

Typisch für das, was die Kirche zusammen mit jenen Menschen unternimmt, die sich mit ihr zusammensetzen, ist das Erzählen von alten *Hoffnungserzählungen* und das gemeinsame Hineinhorchen in sie. Dabei geht den Menschen eine Ahnung von dem auf, was ihr Leben in Wahrheit sein könnte. Vertraute Begriffe können das Gemeinte fassen: Es geschieht Bewußtseinsveränderung, Bewußtseinserweiterung, Überwindung eines gesellschaftlich ererbten „falschen Bewußtseins“, einer „Verblendung“ durch ererbte Lebensstrukturen, das Aufdecken von „Verblendungszusammenhängen“. Man erinnert sich an Offb 3,17, wo an eine Kirchengemeinde in Kleinasien geschrieben wird: „Du behauptest: Ich bin reich und wohlhabend, und nichts fehlt mir. Du weißt aber nicht, daß gerade du elend und erbärmlich bist, arm, blind und nackt!“

Der christliche Sonntag ist zunächst kein besonders sozialhygienischer Tag, sondern der Tag, der Gott gehört und damit dem Menschen selbst. Er ist gleichsam von Gott her geschützte Freiheit, widerständig gegen jeglichen Zugriff durch Herrschaft und Ausbeutung des Menschen. Wie sehr diese Beziehung des Menschen auf den lebensschaffenden Gott im Mittelpunkt des Sonntags steht, zeigt die anfängliche Bedeutungslosigkeit der Sabbatgebote des späten Judentums. Die Christen haben sich eben nach Sonnenaufgang vor Arbeitsbeginn zu ihrer Feier versammelt. Damit begann für sie der Zyklus des Lebens einer Woche. Der Herrentag war für sie der erste Tag der Woche, zugleich aber auch der letzte (achte) Tag, weil er sowohl Anfang des Heils als auch bereits verborgene Vollendung war. Nicht zufällig wurde daher die Wiederkunft Jesu auch für einen achten Tag erwartet. Erst 321 wurde den Christen die Zeit der traditionellen heidnischen Staatsopfer um neun Uhr für ihre Gottesdienste freigemacht; die Arbeit begann wesentlich später. Es war schließlich den Germanen vorbehalten, den christlichen Sonntag mit der alten Sabbatgesetzgebung zu verknüpfen. Arbeit wurde jetzt ebenso untersagt, wie der Sonntag auch zum Tag umfassenden Friedens wurde.

Wir sind nunmehr in der Lage, die gesellschaftliche Aufgabe der christlichen Kirchen rund um den Sonntag näher zu fassen. Entscheidend ist, daß sie mit ihren alten Hoffnungserzählungen und deren symbolisch-ritueller Darstellung die wahren Hoffnungen menschlichen Lebens unermäßigt in die Erinnerung der Gesell-

schaft halten und damit Salz für die Erde und Licht für die Welt bleiben. Die Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik hat dies im Dokument „Unsere Hoffnung“ (1975) versucht:

„Der Gott unseres Glaubens ist der Grund unserer Hoffnung, nicht der Lückenbüßer für unsere Enttäuschungen. Nun versteht sich die Gesellschaft, in der wir leben, immer mehr als eine reine Bedürfnisgesellschaft, als ein Netz von Bedürfnissen und deren Befriedigung. Wo jedoch die gesellschaftlichen und öffentlichen Interessen ausschließlich von dieser Bedürfnisstruktur geprägt sind, hat unsere christliche Hoffnung nur ein verschwindendes Dasein. Denn in dieser Hoffnung drückt sich eine Sehnsucht aus, die alle unsere Bedürfnisse übersteigt. Wer sich vom Zwang eines reinen Bedürfnisdenkens nicht freimachen kann, wird den ‚Gott unserer Hoffnung‘ letztlich nur als vergebliche Vorspiegelung, als eingebildete Erfüllung vereitelter Bedürfnisse, als Täuschung und falsches Bewußtsein kritisieren können, und er wird die Religion der Hoffnung leicht als eine inzwischen durchschaute und eigentlich schon überholte Phase in der Geschichte menschlicher Selbstgestaltung ansehen. Die Gottesbotschaft unserer christlichen Hoffnung widersetzt sich einem schlechthin geheimnisleeren Bild vom Menschen, das nur einen reinen Bedürfnismenschen zeigt, einen Menschen ohne Sehnsucht, das heißt aber auch ohne Fähigkeit zu trauern und darum ohne Fähigkeit, sich wirklich trösten zu lassen und Trost anders zu verstehen denn als reine Vertröstung. Die Gottesbotschaft widersteht einer totalen Anpassung der Sehnsucht des Menschen an seine Bedürfniswelt.“

Gewiß wird die gesellschaftliche „Sonntagsarbeit“ der Kirchen nicht nur in dieser Gesinnungsreform bestehen. Zur glaubwürdigen Katechese wird der Sonntag der Christen erst, wenn sich aus dem gläubigen Grundverständnis des Menschen auch ein entsprechender Lebensstil herausbildet, der nicht nur die Menschen im sozial geschützten Raum der Kirchengemeinden erfaßt, sondern durch gesellschaftspolitisches Handeln im Sinn der Strukturreform auch für die große Zahl der Bürger erschlossen wird. Die Entwicklung und die Ermöglichung einer Sonntagskultur, die dem Menschen und nicht nur der Maximierung von Produktion und Konsumption gilt, ist Teil kirchlicher Arbeit. Ihr Herzstück aber bleibt, die „Extrapositionalität“ des Menschen über Raum und Zeit, Geschichte und Gesellschaft hinaus in Erinnerung zu halten: seine Bezogenheit hin auf jenen Gott, von dem wir das Leben haben und in den das Leben der Menschheit einmünden wird.

Austausch

Man fragt nun weiter, wie die Menschen mit einem solchen offenbar dem Alltagsbewußtsein widerstrebenden Verständnis vom Menschen in Berührung kommen und daraus ihr Leben gestalten können. Dabei kann wissenschaftlich vorausgesetzt werden, daß abweichendes „Lebenswissen“ (im Sinn von Deutung und Stilisierung des Lebens) stets auf eine eigene „Plausibilitätsstruktur“ angewiesen ist, anders formuliert: abweichende Wahrheit ist lebbar, wenn sie (mit-)geteilte Wahrheit ist. Setzen wir daher voraus, daß die christlichen Kirchen ein gesellschaftlich abweichendes „Lebenswissen“ tradieren, dann stellt sich eben die Frage,

auf welche Weise die Leute mit ihm in Berührung kommen, mit ihm kommunizieren, an ihm partizipieren.

Grundsätzlich geschieht dies immer dann, wenn ein Bürger mit dem Lebensraum der Kirche (in einer Gemeinde, einer Gruppe, mit Personen, mit Dokumenten der Christen) in einen Austausch eintritt. Dabei kann als gesichert gelten, daß es vielfältige Formen des Austauschs gibt und geben muß. In das Haus der Kirche (und damit in ihr Lebenswissen) führen viele Türen hinein. Der Weg kann konkret über eine soziale Aktion laufen, über ein Bibelgespräch, über einen Bildungsvorgang, über das Ritual.

Unter diesen vielen Austauschmöglichkeiten erweist sich der sonntägliche Kirchenbesuch als zunehmend bedeutsam. Untersuchungen an Katholiken wie auch an Protestanten zeigen, daß der Kirchenbesuch ein höchst bedeutsamer Indikator dafür ist, in welchem Ausmaß ein Kirchenmitglied bereit ist, mit seiner Kirche in einen glaubens- und damit lebensrelevanten Austausch einzutreten.

Interessant an den vorliegenden Kirchganganalysen bei Katholiken und Protestanten ist, daß jene Leute bevorzugt die Kirche besuchen, die zwischen dem, was ihnen (sozial vermittelt) persönlich wichtig ist, und den Werten, die sie bei ihrer Kirche hinsichtlich ihrer Wichtigkeiten wahrnehmen, Übereinstimmungen feststellen.

Nimmt man an, daß auf Grund der wachsenden Pluralismuserfahrung wie des für religiöse Erfahrung hinderlichen Konsumismus das gesellschaftliche Alltagsbewußtsein den Austausch mit Religion und Kirche dämpfen wird, folgt daraus für die Arbeit der Kirche, daß sie den abweichenden Kirchentyp favorisieren muß. Erwünscht ist also jener Bürger, der trotz Pluralismus und Konsumismus – widerständig also – mit den Lebenstraditionen der Kirche in einem mehr oder minder regelmäßigen Austausch steht. Anders formuliert: Kirche wird sich an das verarmende Alltagsbewußtsein nicht anpassen, sondern abweichend lebende Menschen sammeln und in ihrer Lebenspraxis unterstützen. Dies verlangt nicht nur nach einer gediegenen „Innenleitung“ (also Änderung des Bewußtseins), sondern auch nach einer den Erfordernissen der einzelnen und der kirchlichen Gemeinschaft entsprechenden „Außenleitung“, also einer ausreichenden Partizipation des einzelnen Kirchenmitglieds, wobei unter den verfügbaren Austauschmöglichkeiten offenkundig das von hervorragender Bedeutung ist, was in und um den sonntäglichen Gemeindegottesdienst geschieht.

Wer solche Analysen und Interpretationen weithin teilen kann, gelangt konsequenterweise zu einer Reihe von Handlungskonsequenzen, die als kritischer Maßstab für das herhalten können, was allsonntäglich in katholischen und evangelischen Kirchengemeinden geschieht.

1. Aufmerksamkeit erfordert die Bewertung und Gestaltung des *Sonntagsgottesdienstes*. Dies gilt auch für die evangelische Kirche. Sie muß nämlich mitbedenken, daß in der nachreformatorischen Zeit der damalige Staat und die von ihm

beherrschte „christentümliche Gesellschaft“ unreflektierte Plausibilitätsstruktur für christliches Leben der Bürger war. Insofern dies heute nicht mehr (selbstverständlich) der Fall ist, muß die evangelische Praxis fragen, was heute sozial abweichendes evangelisches Leben der Leute begünstigt und vital erhält. Manchmal hat man den Eindruck, daß man in der evangelischen Kirche mit dem Sonntag ähnlich verfährt wie es neuestens auch viele Katholiken machen. Sie passen die Norm dem faktischen Verhalten an. Tatsächlich sind manche Großstadtgemeinden der evangelischen Kirche ohne Leute. Das Einfachste (wenn auch Fragwürdigere) ist es, in einem solchen Fall zu sagen, der Sonntagsgottesdienst sei eben für evangelische Existenz sekundär. Entscheidend sei ja, wie der einzelne „seinen gnädigen Gott“ findet. Kurz: Evangelische Theologie wird über den Umweg der unliebsamen Fakten heute gezwungen, die Bedeutung der religiösen Gemeinschaft (also der Kirche) für die Ermöglichung individueller gläubiger Existenz in einer nichtchristlichen Gesellschaft (soweit es diese gibt) zu reflektieren.

In diesem Zusammenhang kann von der evangelischen und katholischen Theologie auch gleich die unterschätzte Bedeutung des *Rituals* mitbedacht werden. Das Ritual ist ja eine höchst wirksame, weil gewaltfrei-sanft-spielerische Einbeziehung des Menschen in die transzendente Wirklichkeit Gottes. Eben dies wünschen auch Menschen zu Recht im Sonntagsgottesdienst zu erleben. In einer Untersuchung des Instituts für kirchliche Sozialforschung Essen in Ruhrgebietgemeinden nennen 73 Prozent als Erwartung an den Sonntagsgottesdienst: „Gott begegnen“.

Nur zu deutlich wird heute in der Theorie gesehen, daß die Erfahrung dieser anderen, dem gegenwärtigen Alltag im Grund fremden und widerständigen „Wirklichkeit der Transzendenz“ (die wir Gott nennen) nicht nur im Wort, sondern auch in vielen symbolischen Momenten (wie Raum, Zeit, Ruhe, „Stimmung“, Geruch, Musik etc.) gemacht wird. Viele Urwünsche der Menschen (wie Beheimatung, Individualität, Entgrenzung der Freiheit) sind in diesen „präsentativen Symbolen“ (A. Lorenzer) gut aufgehoben. Genauere theologische Reflexion kann aufweisen, daß diese rituellen Momente keineswegs dem Kernthema der gottesdienstlichen Feier der Christen (in Wort und Ritual) widersprechen: nämlich der Befreiung des Menschen aus den vielen Toden, vor und vor allem nach dem Tod („Auferweckung“).

2. Ansatzhaft wird solche Befreiung zum Leben miteinander auch schon in und um den *Gottesdienst* erlebt. In freiheitlich-einladender Weise werden die Gottesdienstteilnehmer untereinander „vernetzt“. Dabei gilt es behutsam zu erfühlen, ob nicht manche Leute anonym bleiben wollen und doch „hinter der Säule“ gerettet werden, ob nicht manche eine relativ hohe Schwelle zum anderen hin haben (weil sie eine „schizoide Persönlichkeitsstruktur“ haben), und doch lieben. Vor allem bei Jugendlichen ist diese Vernetzung ein wichtiges Moment am Sonntag in der Gemeinde. Aber auch erwachsene Katholiken erwarten zu 48% Gemeinschaft.

3. Wichtiger Anteil des gottesdienstlichen Geschehens am Sonntag bleibt die

Predigt. In ihr wird (in still-dialogischer Weise, wenn der Prediger seine Predigt vorbereitet; gelegentliche Predigtvor- und -nachgespräche wären höchst sinnvoll) der ererbte Lebensalltag mit der evangelischen Lebensdeutung und Lebenspraxis ermutigend-orientierend (darin aber bereits kritisch) in Beziehung gesetzt. Mut, Trost, den wahren Sinn des Lebens aufzeigen, Fragen des Alltags behandeln, Probleme unserer Gesellschaft anfassen: das sind erwartete Wohltaten der Predigt.

4. Die bisherigen Überlegungen betreffen vor allem das, was in und um den Sonntagsgottesdienst herum geschieht. Implizit plädieren wir damit für eine reflektiert-flexible Widerständigkeit der Gemeinden, was den Ort und die Zeit der gottesdienstlichen Gemeindeversammlung betrifft. Kirche wird sich durchaus den Luxus leisten, kontrafaktisch zur Wochenendhektik durch den Gottesdienst das Moment der Beheimatung und der Verwurzelung des Menschen zu pflegen.

Allerdings führt dies nicht mit eindeutiger Konsequenz zu einem hermetisch geschlossenen Parochialismus, wie er in evangelischen Pfarreien und katholischen Fortschritts-Gemeinden nicht selten anzutreffen ist. Herrscht doch in manchen Gemeinden ein geheimer Pfarrzwang. Wir meinen dagegen, daß die christlichen Gemeinden und ihre Mitglieder in einem ungewöhnlichen Sinn „katholisch“ werden müssen (dabei meinen wir hier auch die evangelischen Christen): Es ist wünschenswert, daß sie während der mobileren Anteile ihres Lebens in der Lage sind, sich kurzfristig auch in losen Gottesdienstversammlungen (wie z. B. auf einem Campingplatz) oder aber auch in anderen Christengemeinden daheim zu fühlen. Die Gemeinden ihrerseits werden sie gastfreundlich wie eigene Mitglieder aufnehmen. Freilich, die Frage ist theologisch nicht bedeutungslos, weil implizit mitentschieden wird, auf welche erfahrbare Weise man die soziale Dimension christlichen Lebens realisiert: gemeindebezogen oder gemeinden-(also kirchen-)bezogen. Es klingt fast ein wenig provozierend, wenn man Pfarrer sagen hören will: Leute, geht doch endlich auch einmal in einer anderen Gemeinde in den Gottesdienst! Zum Beispiel wäre in jener Urlaubsgemeinde ein guter Prediger, oder in dieser Wallfahrtsgemeinde wird eine vorzügliche Kirchenmusik gespielt! Und tragen Sie ruhig auch dort Ihr Geld hin! (Vielleicht ist das der wahre Grund des – klerikalen – Parochialismus?)

Wegen der Mobilität alle wesentlichen Kirchen(gemeinde)erfahrungen in die Arbeitswoche zu verlegen, womöglich auch die wichtigsten Gottesdienste (inkl. Erfüllung der Sonntagspflicht der Katholiken), ergibt sich aus unseren Überlegungen nicht als zwingende Konsequenz. Dabei wird vieles (wie Gemeindekatechese, Bildungsarbeit) aus praktischen Gründen an Arbeitstagen stattfinden. Doch wegen der hochrangigen Bedeutung dessen, was in und um den Sonntagsgottesdienst geschieht, kann diese Forderung nicht unkritisch bestehenbleiben: Denn der Sonntagsgottesdienst ist und bleibt die wichtigste Kirchengemeindeerfahrung.